

St. Josephsgärtchen.

St. Josephsgärtchen.

Verherrlichung des hl. Joseph.

Als die Seele des hl. Joseph den Leib verließ, trat sie keineswegs einem erzürnten Richter entgegen, sondern dem liebvolliesten Vater der Barmherzigkeit, der schon seinen Engeln den Befehl gegeben hatte, sie mit allen Ehren hinzugeleiten an den Ort des Friedens, wo die Gerechten auf die Erlösung harnten. Denn der Himmel war noch verschlossen, und kein Nachkomme Adams konnte in denselben eingehen, bevor Christus die Schuld Adams und des ganzen Menschengeschlechtes geführt und die Pforten des himmlischen Paradieses wieder geöffnet hatte. Die Seelen der Gerechten lebten hier, in der sogen. Vorhölle, ohne Pein und hatten auf Grund der zukünftigen Verdienste des Messias ein Anrecht auf die ewige Glückseligkeit.

Es besaßen sich da die Patriarchen und Propheten des alten Bundes: Adam und Seth, dessen Nachkommen sich durch ihren festen Glauben und die Reinheit ihrer Sitten den Beinamen „Kinder Gottes“ erworben. Hier war Noe, der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes, Abraham, der Vater des ausgewählten Volkes, Moses, der Gesetzgeber Israels, David, der große Stammvater Christi; hier waren die Propheten Isaías, Jeremias, Ezechiel, Daniel usw., die so vieles und großes von Christus geweissagt hatten, der Greis Simeon, Joachim und Anna und verschiedene andere, die schon den Messias auf Erden gesehen hatten. Und nun kommt heute die Seele des Joseph zu ihnen! Wie mögen sich wohl alle um ihn gedrängt haben, um ihn, dem der Ewige selbst seinen eingeborenen Sohn anvertraut hatte! Mit welch' hoher Achtung betrachteten sie wohl den demütigen Mann, dem das unvergleichliche Glück zu teil geworden, mit dem Ersehnten aller Nationen unter demselben Dache zu wohnen! . . .

Der hl. Joseph macht sie bekannt mit den Geheimnissen der Empfängnis und Geburt Jesu, der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, der Flucht nach Ägypten, dem verborgenen Leben zu Nazareth. Er schildert ihnen den Sohn des Allerhöchsten in seiner Demut, Liebe, Güte, Sanftmut, Reinheit und Weisheit. Er spricht von seiner freiwilligen Armut, seinem unvergleichlichen Gehorsam und den übrigen wahrhaft göttlichen Eigenschaften und Tugenden und röhmt, wie Er, der Sohn des Allerhöchsten, gleich einem einfachen Handwerker in der Werkstatt zu Nazareth arbeitet und so seine arme, jungfräuliche Mutter mit der Frucht seiner Arbeit ernährt. Bald werde er öffentlich als Lehrer der Welt auftreten und das große Erlösungswerk vollenden.

O wie freuten sich da die Bewohner der Vorhölle! Fürwahr, eine solche Freudenbotschaft war ihnen bisher noch nicht geworden. Schon sahen sie den Sieger von ferne kommen und es war ihnen, als hörten sie schon aus dem Munde der jubelnden Engel das Hosannah und Alleluja erkönen von allen Seiten. Und dieses Glück hatte ihnen der hl. Joseph gebracht, dessen Verherrlichung jogleich nach seinem seligen Hinscheiden begonnen.

Am Feste Christi Himmelfahrt aber zog der große Heilige sicherlich als einer der Ersten in den Himmel ein und gewiß hat er gegenwärtig dort oben einen

Thron inne und einen Ehrenplatz, welcher dem der allerseligsten Jungfrau am nächsten steht. Der große Theologe Suarez schreibt: „Ich finde es weder kühn noch unwahrscheinlich, daß der hl. Joseph nach der Muttergottes alle andern Heiligen an Gnade und Herrlichkeit übertrifft.“ Gewiß, beim Throne Marias, seiner jungfräulichen Braut, ist sein Platz, hier genießt er die ewigen Freuden und preist ohne Unterlaß die Erbarmungen Christi, seines göttlichen Pflegejohnes.

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Als Anna Katharina nach einigen Wochen aus der ärztlichen Behandlung wieder entlassen wurde, erschien sie so schwach und hinfällig, daß sich ein allgemeines Murren gegen die Last erhob, welche sich das Kloster in der Zulassung einer so kränklichen und arbeitsunfähigen Person zu den Ordensgelübden aufzubürden würde. Es sei besser, hieß es, sie jetzt zu entlassen, als durch längeres Zuwarthen in die Lage gebracht zu werden, sie behalten zu müssen. Die Bedrangte eilte dann in solchen Stunden in die Kirche vor das allerheiligste Sakrament, betete um Stärke, verdoppelte ihre Anstrengung, dem Kloster zu dienen und beschwichtigte den Sturm ihres Herzens mit den Worten: „Ich halte aus und bleibe fest, auch wenn ich gemartert würde!“

Später bezeugte Oberberg vor ihr: „Anna Katharina hat ihre Mitschwestern so lieb gehabt, daß sie gern für jede ihr Blut hätte vergießen mögen. Obwohl sie wußte, daß mehrere derselben ihr nicht wohlgesinnt waren, so tat sie ihnen doch, was sie vermochte, zu Gefallen. Es war ihr immer die größte Freude, wenn eine irgend einen Liebesdienst von ihr begehrte.“ Desgleichen bezeugten die Oberin, die Novizienmeisterin und fünf andere Klosterfrauen, als sie im Jahre 1813 von der geistlichen Obrigkeit vernommen wurden, einmütig: „Anna Katharina war immer sehr verträglich, sie war sehr friedsam, im Umgange sehr demütig, nachgiebig, gar nicht zankhaftig und ungemein dienstfertig. In Krankheiten war sie ungemein freundlich, gottgegeben und geduldig. Bei erfahrener Kränkung zeigte sie sich sehr bald und gerne versöhnt und wieder gut, bat um Verzeihung, wenn sie ein wenig aufgebracht war, hasste nie und war sehr nachgiebig . . . Ihre größte Freude war es, wenn sie ihren Mitschwestern einen Liebesdienst erweisen konnte. Man möchte von ihr verlangen, was man wollte, sie gab es mit Freuden her, wie nötig auch sie es selbst hatte. Vorzüglich tat sie jenen Gutes, von welchen sie wußte, daß sie ihr entgegen waren.“

Von der Bedeutung und Wirkung der hl. Ordensgelübde hatte sie eine so tiefe Erkenntnis erhalten, daß ihre starke Seele nach den Übungen des Gehorsams förmlich schwach wurde und sie ein besonderes Leid darüber empfand, daß bei der erloschenen Ordenszucht der damaligen Zeit von ihren Obern so wenig Bedacht darauf genommen wurde, ihren Gehorjam durch strenge Befehle und schwer zu erfüllende Forderungen auf die Probe zu stellen. Sie wollte in der klösterlichen Gemeinde nichts als ein Glied leben, das nur an die äußere Ordnung sich band, sondern ihr ganzes Sein und Leben

sollte vollkommen durch die hl. Regel geordnet sein. Daher strebte sie auch nach einer genauen und gründlichen Kenntnis derselben und pflegte sie aus Chrfurcht nur knieend zu lesen. Ofters geschah es ihr bei dieser Lesung, daß ihr durch unsichtbare Gewalt das Licht ausgelöscht und das Buch zugeschlagen wurde. Sie wußte von Jugend auf, von wem ihr solche Störungen bereitet wurden, zündete daher ruhig ihr Licht wieder an und fuhr nur um so eifriger und länger als sonst zu lesen fort.

Eine ganz besondere Liebe und Andacht hatte sie auch zum allerheiligsten Altarsakramente. Sie ward oft mit einer Gewalt dazu hingezogen, daß sie vergeblich Widerstand leistete. Oft kniete oder lag sie plötzlich wie erstarrt an den Stufen des Altares oder im Chore, ehe sie es sich versah, wenn sie durch die Kirche gehen sollte. Sie war dabei in stetem Schauen und in inneren Leidenszuständen, die trotz aller Sorgfalt nicht gänzlich verheimlicht werden konnten.

Von ihrer Neigung zu körperlichen Abtötungen aber zeugte ihre Novizenmeisterin: „Ich habe der Emmerich, als sie noch im Noviziat war, mehrmals Bretter aus dem Bett genommen. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß sie zur Abtötung sehr geneigt war. Ich habe sie wohl einmal zur Winterszeit abends um zehn Uhr aus der Kirche geholt, wo sie vor dem Altare lag und zu lange liegen geblieben wäre, wenn man sie ruhig liegen gelassen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

Wie eine Horde Teufel kamen die Paviane heulend, grunzend und die Zähne fletschend durch die dunkle Gasse auf mich zu! Ich wartete, bis sie auf fünfzehn Schritte heran waren. Dann feuerte ich mitten in sie hinein die Elephantenflinte ab, die mit Bleistücken geladen war. Das gab in dem engen, hohen Raum eine Resonanz, als hätte man einen Kanonenabschuß abgelassen! Noch wilder, durchdringender und entsetzlicher aber war das Geheul, das nun einerseits die Paviane und anderseits die eilige nachrückenden Schwarzen austrieb. Man hätte glauben können, man sei in der Hölle! —

Die schwere Ladung hatte die Zahl der Paviane bedeutend geschrumpft; wenigstens ein Dutzend lag tot oder sterbend in dem Durchgang. Einen Moment standen sie, dann schlossen sie ihre Reihen und rückten neuerdings mit wildem Geheul vor. Zum Glück stand jetzt Indabasimbi, der ebenfalls ein Gewehr hatte, neben mir, sonst wäre ich von den rasenden Ungeheuern in Stücke gerissen worden, bevor ich wieder laden konnte. Er feuerte beide Läufe in sie hinein und hemmte dadurch ihr Vordringen. Wieder kamen sie heran; jetzt standen auch zwei Eingeborne mit geladenen Flinten da und feuerten sie eilige ab. Es war hohe Zeit; denn die großen, wütenden Tiere hätten uns sicher überwältigt. So aber hatte ich meine Elephantenflinte wieder laden können. Ich feuerte sie, als sie schon ganz dicht heran waren, mit noch tödlicherer Wirkung als zuvor ab, denn bei der knappen Entfernung schlug jede Kugel eine Gasse. Man hätte buchstäblich glauben können, wir führtene eine Schlacht mit Dämonen; denn bei der eigentümlichen Beleuchtung sahen diese heulenden, zähnefletschenden Affen mit ihren

unheimlich glühenden Augen in dem schmalen Hohlweg wie die reinsten Teufel aus.

Der lezte Schuß war ihnen doch zu viel gewesen; sie wichen zurück, zogen einige der Verwundeten mit sich fort, und gaben uns dadurch Zeit, unsere Leute auf die Klippe kommen zu lassen. In wenigen Minuten waren alle da, und nun gingen wir in geschlossenen Reihen durch die Gasse, die in einen schmalen Gang mit hohen, schrägen aufsteigenden Felswänden führte. Durch diese Gasse lief etwas Bergwasser herunter; sie war etwa hundert Schritte lang, und die Abhänge auf jeder Seite waren mit steilen Klippen gekrönt. Ich blickte in die Höhe und sah, wie sie über und über voll waren von diesen heulenden, mit unglaublicher Gewandtheit von einer Klippe zur andern springenden Affen. Ich blickte den Wasserpfad entlang — und siehe, da kam von einer Meute wütender Paviane begleitet, Hendrika dahergestürmt! Ihre langen Haare flatterten im Wind, auf ihrem Gesicht war der helle Wahnsinn geschrieben, und in ihren Armen hielt sie die ohnmächtige Gestalt der kleinen Tota! —

Als sie uns erblickte, trat Schaum aus ihrem Munde. Sie schrie laut auf! Ich hielt den Ton nur für ein unartikuliertes Schreien, doch die Paviane verstanden sie und fingen nun zu unserm Entgegen an, Steinblöcke auf uns herabzurollen! Ein Block sprang hart an mir vorbei und tötete den hinter mir stehenden Kaffer; ein zweiter fiel von der oberen Felswand auf den Kopf eines Mannes und erschlug ihn ebenfalls. Da erhob Indabasimbi sein Gewehr, um Hendrika zu erschießen; ich schlug es hoch, sodass die Kugel über ihr hinsauste, und verbot ihm strengstens nochmals, auf sie zu schießen, damit er nicht etwa auch das Kind töte, das sie noch immer in den Armen hielt. Dagegen rief ich den Leuten zu, sie sollten zu beiden Seiten der schrägen ansteigenden Gasse eine Linie bilden, während ich, Indabasimbi und die andern, die Gewehre hatten, im Wasserwege blieben. Sie gehorchten, und nun gab ich meinen Leuten, die über den Verlust ihrer beiden Kameraden ganz außer sich waren, den Befehl zum Angriff.

Jetzt begann erst die eigentliche Schlacht, und es ist schwer zu sagen, wer wütender focht, die Schwarzen oder die Paviane. Die Kaffer flatterten den Abhängen entlang aufwärts, während die Affen, aufgestachelt von Hendrika, welche die arme, unglückliche Tota wie einen Schild vor sich hielt, in rasender Wut sich auf sie warfen. Allerdings wurden unzählige dieser Paviane durch Assagais getötet, viele andere fielen durch unsere wohlgezielten Schüsse, aber dennoch kamen sie immer wieder heran. Wer konnte das auf die Dauer aushalten? Unsere Arme begannen schon zu erlahmen; dazu blieben wir nicht ohne Verluste. Gelegentlich rutschte ein Mann aus, oder wurde durch den Griff eines Pavians zu Boden geschleudert. Wehe dem Armen! Denn im Nu stürzte sich eine ganze Meute von Pavianen auf ihn und zerbiß, zerschlug und tötete ihn. Auf diese Weise verloren wir manchen unserer braven Leute; ich selbst erhielt einen Biß in den linken Arm, doch zum Glück erstach ein neben mir postierter Kaffer das Tier mit seinem Assagai noch bevor es mich zu Boden reißen konnte.

Auf einmal gaben die Paviane den Kampf auf. Weshalb kam ich eigentlich nicht sagen, allein es hatte sie augenscheinlich eine unerträgliche Panik ergreift. Hendrika mochte schreien und sie zum Kampfe ermutigen, wie sie wollte, es half nichts. Sie dachten

nicht mehr an Widerstand, sondern bloß an Flucht. Andere dagegen verbargen einfach ihre scheußlichen Gesichter in ihren Händen und warteten unter jämmerlichem Stöhnen, bis sie erschlagen wurden.

Als nun Hendrika sah, daß der Kampf verloren war, ließ sie das Kind aus ihren Armen gleiten und stürzte sich geraden Weges auf uns zu, das volle Bild des schrecklichsten Wahnsinns! Schon erhob ich meine Flinten, doch ich konnte es nicht über mich bringen, das arme Geschöpf zu erschießen. Alles in allem war sie doch nur ein verrücktes Ding, halb Affe, halb Weib. So sprang ich zur Seite, sie aber kam mit fliegenden Haaren auf Indabasimbi zu, den sie umrannte, eilte unter jämmerlichem Geschrei weiter, lief die Gasse entlang durch den Torbogen von einem Rudel der überlebenden Pavianen gefolgt und verschwand dann plötzlich in einer der vielen Schluchten unserm Gesichtskreis. —

6. Kapitel.

Der Kampf war vorüber. Im Ganzen waren zehn Männer getötet, viele andere durch Bisse schlimm zugerichtet, und kaum einer von uns war ohne ein Erinnerungszeichen an die Zähne und Klauen dieser Bestien durchgekommen. Wie viele Paviane wir erschossen und erschlagen haben, konnte ich nie erfahren, aber es war eine große Zahl. Trotzdem bin ich von jenem Tage an den Pavianen immer aus dem Weg gegangen, und ich fürchte mich vor ihnen mehr als vor irgend einem andern Tier.

Der Pfad war jetzt frei, und wir eilten im Sturmschritt der Höhe zu. Zunächst aber hoben wir die kleine Tota auf. Sie war nicht ohnmächtig, wie ich gedacht hatte, sondern nur vom Schrecken wie gelähmt, sobald sie kaum sprechen konnte. Sonst war sie unverletzt; trotzdem dauerte es noch manche Woche, bis ihre Nerven den Schlag vollends überwunden hatten. Sie kannte mich wieder und schlängt ihre kleinen Arme um meinen Hals; dabei hielt sie sich so kampfhaft fest, daß ich es gar nicht wagte, sie jemand andern zu übergeben, in der Überzeugung, daß dies ihre Angst nur vermehrten würde.

So schritt ich also weiter, das Kind auf den Armen. Die Befürchtungen, die mein Herz durchschritten, kann man sich denken. Würde ich wohl Stella wieder lebend finden? Würde ich sie überhaupt finden? Nun, wir mußten es bald erfahren. — Wir kletterten in dem steinigen Kinnal weiter; ich führte den Zug; die Angst verlieh mir Flügel. Endlich waren wir durch; oben bot sich uns eine seltsame Szenerie dar: Wir waren in einem großen natürlichen Amphitheater, nur war es dreimal so groß, als je eines von Menschenhänden gebaut wurde; wohl über zweihundert Fuß stiegen im Halbkreis senkrecht die Wände in die Höhe. Sonst war der so eingeschlossene Platz eben, parkartig mit Bäumen und Buschwerk bestanden und von einer leuchtenden Blumenpracht. Mitten hindurch floß ein kleiner Wasserlauf, der, wie ich später entdeckte, von der Höhe des offenen Raumes herabkam.

Wir verteilten uns in einer Linie und suchten überall, denn Tota war hinzugekommen, um uns zu zeigen, wo Stella verborgen war. Wohl eine halbe Stunde lang suchten und suchten wir, prüften genau alle Felsenwände, ob sich nicht irgend eine Höhlenöffnung darin sände. Vergebens; wir konnten nichts finden. Ich wandte mich an den alten Indabasimbi, doch hier war auch seine Kunst zu Ende. Alles, was er sagen konnte, war, daß dies der Ort sei, und daß

der „Stern“ irgendwo in einer Höhle verborgen sein müsse. Endlich kommen wir in den Hintergrund des Amphitheaters. Ich rief mit lauter Stimme: „Stella, Stella!“ —

Da war es mir plötzlich, als höre ich eine schwache Antwort. Ich trat näher hinzu und rief abermals. Richtig, aus dem Innern des Berges kam die Stimme meiner Frau; doch sie klang dumpf und hohl, wie aus beträchtlicher Ferne. Ich kletterte an der Felsenwand in die Höhe und suchte zwischen dem Gesträuch nach einer Öffnung, konnte aber keine finden. „Wälze den Stein weg!“ rief jetzt Stellas Stimme, „die Höhle ist mit einem Steine verschlossen.“

Ich ergriff einen Aßtagai und stieß an der Felsenwand, von wo die Stimme herkam, herum. Plötzlich sank der Speer durch eine Masse Gras und Flechtwerk. Ich schob es beiseite und legte nun einen Felsblock bloß, der in den Mund der Öffnung gevollt war und so genau hineinpäste, daß er kaum mit dem schärfsten Auge als künstlicher Verschluß entdeckt werden könnte. Wir zogen den Stein heraus, doch bedurfte es dazu der Kraft zweier Männer. Nun ging es durch eine kleine, schmale Höhle hindurch, welche in eine zweite, viel größere führte, die ich sofort als jene erkannte, die mir Indabasimbi im Wasser gezeigt hatte. Licht erhielt sie von oben — wie, kann ich nicht sagen — und bei seinem matten Schein gewahrte ich am hinteren Ende der Höhle eine Gestalt in halb sitzender, halb liegender Stellung. Ich stürzte darauf los. Es war Stella! Sie war mit Streifen aus Fell festgebunden, sah zerstückt, verweint, zerschlagen aus, war aber doch Stella, mein liebes, gutes Weib; und ich fand sie noch am Leben! —

Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei aus und brach dann ohnmächtig in meinen Armen zusammen. Es war ein großes Glück, daß sie nicht schon früher in Ohnmacht fiel; denn hätte ich nicht den Klang ihrer Stimme gehört, so hätte ich den Eingang zu der so schlau verborgenen Höhle nie und nimmer gefunden. Letzter war genau so, wie ich sie in der Vision gesehen. Hier war der Feuerherd, dort die rohen irdenen Töpfe, einer derselben war noch halb mit Wasser gefüllt, das ich den Pavian hatte herbeibringen sehen. Unwillkürlich ergriff mich beim Anblick dieser Dinge eine Art Ehrfurcht vor der Macht Indabasimbis, eines armen ungelehrten Wilden, der weder lesen noch schreiben konnte.

Stella aber trugen wir an die Luft, legten sie unter dem Schatten eines nahen Baumes nieder und befreiten sie von ihren Banden. Jetzt erst konnte ich sie deutlich sehen. Ihr Angesicht war zerkratzt, ihre Augen vom vielen Weinen gerötet, die Wangen geschwollen, die Kleider zerrißt, ihr langes schönes Haar aufgelöst und verwirrt. Ich sandte nach Wasser und besprengte damit ihr Gesicht. Nun schlug sie die Augen auf, hängte sich an mich wie die kleine Tota und rief schluchzend aus: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ (Fortsetzung folgt.)

Unsere Mädchen-Näheschule.

Von Fr. Regibus Müller.

Mariannhill. — Zur Beleuchtung der Frage, wie dahier die Käffern zu nützlicher, industrieller Arbeit angeleitet werden, bringen wir in der heutigen Nummer zwei Bilder. Das eine zeigt uns ein großes Gebäude; es ist eine Näheschule, in der von etwa hundert Käffern-

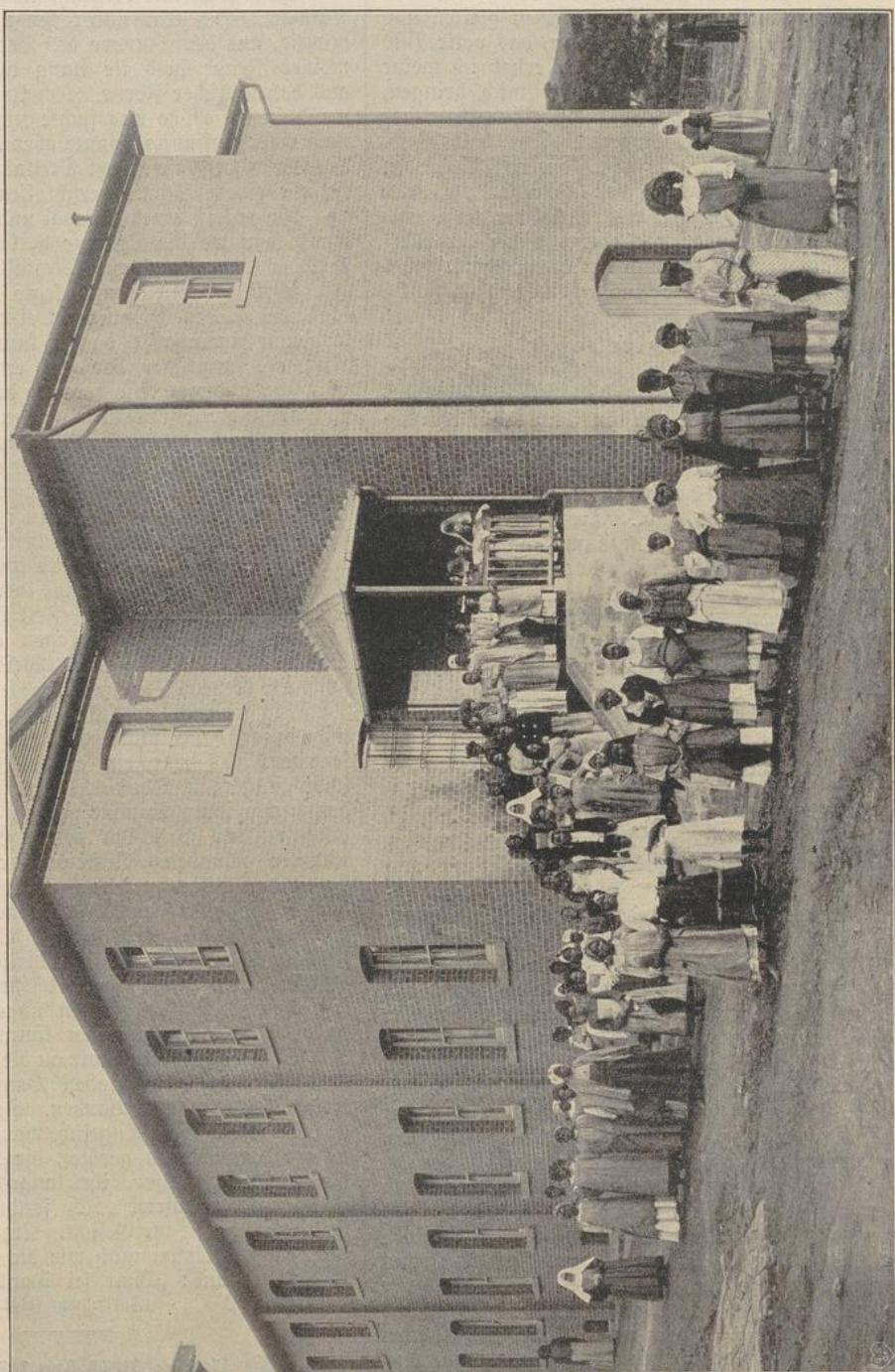
mädchen Arbeiteranzüge für die Arbeiter in den Goldbergwerken Johannesburgs angefertigt werden. Das andere Bild zeigt uns einen der Innenäle, in welchem die genannten Mädchen — meist voll ausgebildete Nählerinnen — unter der Aufsicht von Schwestern ihrer Arbeit obliegen.

Wenn man bedenkt, daß in Südafrika, besonders in Natal augenblicklich Geldnot ist, und die Kaffern der vielen Taxen wegen, womit sie belastet sind (Poltaxe, Hüttentaxe, Landtaxe), nicht wissen, wie sie zu etwas Geld kommen sollen, so erscheint die Errichtung einer solchen Nähsschule als eine wahre Wohltat. Außerdem hält sie die Mädchen davon ab, sich in den Städten einen Dienst zu suchen, wo sie nur zu leicht auf Abwege geraten könnten, so daß die Missionsarbeit wieder zum größten Teil vernichtet wird.

Früher konnten ferner die Kaffern etwas Mais verkaufen. Der Erlös war zwar gering — meist 7—9 Schilling der Doppelzentner —, allein sie konnten sich doch knapp durchschlagen. Nachdem aber durch verschiedene Seuchen fast sämtliches Vieh in Natal krepiert ist, und die Kaffern den wilden harten Boden nicht mehr pflügen können, sondern mit der Handhake bearbeiten müssen, haben sie ihre liebe Not, umso mehr als Einfuhrartikel wie Kleider und Eisengeräte &c. hoch im Preise stehen.

Das Missionsbudget wird durch die genannte Nähsschule in keinerlei Weise belastet, da von den Zahlungen des Unternehmers nach Abzug der Löhne noch immer soviel übrig bleibt, um die Zinsen des Anlagekapitals

zu decken, sodaß die Wohltäterbeiträge nach wie vor für die sonstigen Bedürfnisse der Mission frei bleiben. Jedenfalls illustrieren die beiden Bilder besser als viele Worte, daß in Mariannhill fleißig gearbeitet wird.



Wandern und Stillestehen.

Von Dr. Tiburtius.

Mariannhill. Es war ein reiner, sonnenklarer, wenn auch etwas frischer Wintermorgen, wie wir sie hierzulande von Mitte Mai bis Ende August fast

täglich haben, da erhielt ich von meinem Obern die Erlaubnis, nach Maris-Stella zu reisen, das unweit des Umzimfulu nur wenige Stunden vom Indischen Ozean entfernt ist. Ich hatte dabei Gelegenheit, die vielgerühmten Schönheiten der Küste Natal's von Durban bis Port Shepstone zu bewundern, die ich der ganzen Länge nach mit der Bahn zurücklegen konnte.

Die Uhr auf unserm Campanile schlägt eben halb 7 Uhr; noch ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, ein rascher Gang zum Obern, um den üblichen Reisegegen zu holen, und ich bin zur Absfahrt bereit. Draußen bei der neuen Pforte wartet meiner ein kleines, aber breitspuriges Wägelchen, das mich nach Pinetown bringen soll. Es steht ein flotter Kaffernjunge dabei, der Wagen und Pferd von der Bahnhofstation wieder zurückbringen soll. Auf dem Hinweg wollte ich selbst futschieren. Der Kaffer verzichtete aus freien Stücken darauf. Er meinte zwar, er verstehe sich auf das Fahren ausgezeichnet, allein mir, dem induna (Schaffner), könne er doch nichts recht machen, drum möchte auf dem Hinweg ich die Zügel in die Hand nehmen, und auf dem Heimweg er. Lebrigens war unser "Star", der den Weg nach Pinetown fast täglich ein paarmal machen muß, ein so lammsfrommes Pferd und so an sein Wägelchen gewöhnt, daß sozusagen jeder Kutscher mit ihm zurückkommen konnte.

So ging es also slott durch die große Pforte hindurch auf wohlgebahntem Weg der Klausur entlang,

hier an einem Bambuswäldchen, dort an Zypressen und Siringalaäumen vorbei. Oben auf der Höhe beim Store und einem großen wilden Feigenbaum eröffnete sich uns eine weite herrliche Aussicht bis hinüber zum



Frühstück, in welchem schwarze Sklaven unter Aufsicht der Schwestern arbeiten.

blauen Indischen Ozean, den ich bald in nächster Nähe sehen sollte. Zur rechten Hand hatten wir eine gute Strecke weit die von unserem P. Anselm gepflanzten und behüteten Waldbaulagen, die uns stellenweise schon einen recht willkommenen Schatten boten; dann ging

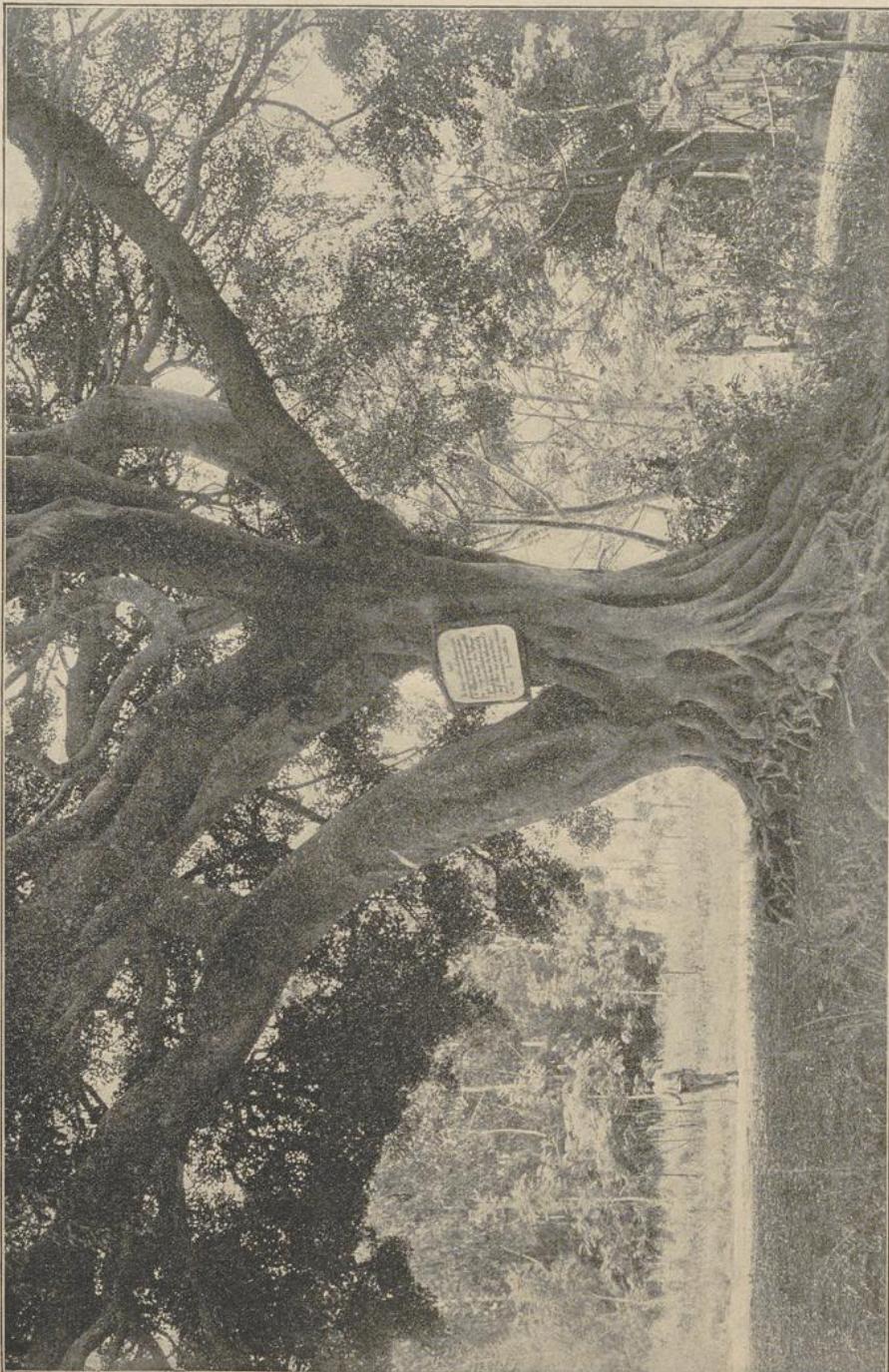
es an der alten „Schlangenburg“ vorbei, nach weiteren fünf Minuten passierten wir die Grenzen unserer Klostersfarm und nahmen kurz darauf den Umbilofluss.

Nun ich kann sagen, ich und der Käffernunge waren schon alte Bekannte. Habe ich aber gerade einen Neuling auf dem Wagen, so ergeht an ihn gewöhnlich der Kommandoruf:

„Festgesessen!“
Früher ging eine Brücke über den Fluss. Wir, d. h. die Brüder von Mariannhill, hatten sie selbst gebaut und wohl ein dutzendmal und noch öfters repariert, denn jedes Hochwasser nahm sie halb oder dreiviertels mit; seitdem sie aber die letzte riesige Wasserflut am Himmelfahrtstage 1905 vollends ganz hinweggeschwemmt hatte, waren wir der ewigen Reparaturen satt und begnügten uns, ein gehöriges Quantum zerschlagener Steine zwischen die Felsen des Flussbettes zu werfen. Diese Prozedur ist einfacher und billiger, muß aber allerdings nach jedem Hochwasser wieder erneuert werden.

Jenseits des Flusses sind wir eigentlich schon in Pinetown, obwohl ein Fußgänger noch etwa 20 Minuten bis zu dem im Zentrum des Städtchens gelegenen Bahnhof zu gehen hat. Die Häuser liegen in weitem Umkreise zerstreut und fast jedes liegt in einem größeren oder kleineren Garten, was dem ganzen einen ungemein trauten, malerischen Anblick verleiht. Pinetown bildet die Grenze zwischen dem Küsten- und Mittelland. Eine eigentümliche Besonderheit hat es durch seine vortrefflichen Bambusbäume, speziell durch eine kleine, biegsame Sorte, die sich ganz vorzüglich zu den langen Peitschenstäcken

eignet, wie man sie hierzulande zum Lenken der Maulesel- oder Ochsengepanne benötigt, die nicht selten 10 ja 16 bis 18 Paare von Zugtieren aufweisen. Auch heute noch werden diese Peitschenstücke weithin an die Ochsenfuhrleute verschickt, obwohl jetzt die meiste Fracht



Fingernutbaum in Mariannhill.

mit der Bahn befördert wird.

Von einzelnen Gebäuden möchte ich nur eine große Jam- oder Konservenfabrik erwähnen, die links von unserm Weg, hart an der Bahnlinie liegt. Die ganze weite Umgegend von hier bis Durban liefert nämlich

eine Unmenge vortrefflicher Südfrüchte, namentlich Bananen, Ananas und Orangen, wozu sich noch mehrere einheimische Früchte wie die amatungulas (Natalpflaumen) und wildwachsende Beeren gesellen, welche die Kaffern sammeln und um billigen Preis an die Jam-Fabrik abliefern. Trotzdem erwies sich die genannte Fabrik nicht als lebensfähig; der Betrieb, von kaum einem Jahrzehnt eröffnet, ist nämlich schon wieder eingestellt . . . Sobald wir das Schienengeleise hinter uns haben und rechter Hand auf das Stationsgebäude zufahren, erblicken wir zur Linken das große Hotel „Imperial“, den ansehnlichsten Bau des ganzen Städtchens. Noch einige hundert Schritte weiter, und wir sind am Ziel. Vor uns rechts steht das Post-Office, und in nächster Nähe davon, mitten in einem prächtigen Park, das Gerichtsgebäude. Der Bahnhof selbst ist, wie alle derartigen Bauten aus früherer Zeit, ein einfacher Blechbau.

Der Zug steht schon zur Abfahrt bereit. Es ist nämlich einer jener Züge, die nur von Pinetown bis Durban gehen, und deren Hauptzweck ist, all das viele Volk, das unter Tagen in den verschiedenen Geschäften und Kaufhäusern Durbans tätig ist, morgens dorthin und abends wieder zurückzubringen. Ein ziemlich großes Kontingent zu diesen Passagieren bilden auch die zahlreichen Schul Kinder im Alter von 8 bis 15 Jahren und darüber. Wir befinden uns jetzt 1125 Fuß überm Meeresspiegel. Ein schriller Pfiff, und die Lokomotive setzt sich mit all den angehängten Waggons in Bewegung. Großer Kraftentwicklung bedarf's da allerdings nicht, denn es geht beständig abwärts, der Meerestüste zu. Schon nach wenigen Minuten sehen wir uns abermals am Umbilosfluß, den wir aber diesmal auf einer starken, eisernen Bogenbrücke passieren. Die dichten Bambuswäldchen verschwinden, und das Auge gewinnt einen immer freieren Ausblick auf die umliegenden Farmen.

Zu langen Betrachtungen bleibt uns jedoch wenig Zeit, denn schon hält der Zug vor der ersten Station „Pinetown-Bridge“. Was bedeuten denn die vielen alten Bentontöpfer, die da in langer Reihe dem Stationsgebäude entlang stehen? Sie sind mit Bananen gefüllt, die von hier aus nach den kälteren Gegenden Natal's und selbst bis nach Transvaal hinauf verschifft werden. Die grünen Bananentrauben werden in diesen Fässern sorgfältig zwischen dünnen Bananenblättern verpackt, sodass sie keinen Schaden leiden und ruhig ausreisen können. In völlig ausgereiftem Zustand eignet sich die Frucht schlecht für einen weiteren Transport, weil sie sehr zart ist und schnell zu faulen beginnt. Den Bananenhandel, wie überhaupt den mit allen Sorten von Früchten, betreiben meistens die von Indien eingewanderten Kulis.

Auf der Weiterfahrt erblicken wir links den majestätischen, in weite Ferne sichtbaren Cowie's-Hill, über den die Fahrtstraße nach Durban führt. An seinem Fuße liegen die ehemaligen, von schönen Anlagen umgebenen Wasserreservoirs. Hier wurde das Wasser des Umbilosflusses durch mehrere große Dämme gestaut und in mächtigen Röhren nach Durban geleitet. Seitdem aber im Jahre 1905 ein nie geschehenes Hochwasser die Dämme sprengte, wurde das schöne Werk nicht mehr repariert, und Durban bezieht nun sein Wasser von dem eislichen 30 englische Meilen entfernten Umzazi-Fluß. — Einen Kilometer von den ehemaligen Wasserwerken entfernt, liegt hart an der Bahn die

große Ziegelei „Sarnia“. Sie zählte vor wenigen Jahren noch zu den größten Töpfereien und Ziegelbrennereien ganz Südafrikas, teilte aber später das Los der oben erwähnten Jam-Fabrik. So hat eben alles auf Erden sein Entstehen, Blühen und Vergehen.

Wenden wir nun den Blick nach rechts, so können wir von hier aus zum letztenmal Mariathill sehen. Vom eigentlichen Kloster sehen wir allerdings so viel wie nichts, wohl aber erblicken wir die doppeltürmige neue St. Josephskirche mit der daran stehenden zweistöckigen Knabenschule, die sich auch in dieser Entfernung noch gar prächtig aus den sie umgebenden Gärten und Waldanlagen abhebt. Desgleichen bleibt das Herz-Jesu-Kirchlein unserer Mühle, sowie das auf stolzer Höhe gelegene „St. Wendel“ geraume Zeit in Sicht.

Inzwischen kommen wir nach „Northdene“. Die Bahnstation und einige Farmerhäuser ist zunächst alles, was wir sehen. Links von der Bahn ist ein großes Maschinenlager von Mr. North, von welchem auch die Station den Namen hat. Das Hauptdepot ist in Durban.

Auf dem Wege nach „Malvern“ zu sehen wir linker Hand einen ganzen Bergabhang in Brand. Wie kommt das? Nun es ist hierzulande gebräuchlich, dass man an steilen, schwer zugänglichen Stellen, zu denen kein Fahrweg führt, Bäume und Buschwerk umhaut und das Holz, sobald es trocken geworden, anzündet. Die Lichtung wird hierauf mit Bananen bepflanzt, die auf dem jungfräulichen Boden, der durch die übrig gebliebene Asche auch noch ein vorzügliches Dungmittel bekommen, prächtig gedeihen. Von hier aus ist überhaupt, soweit das Auge nur reicht, alles Land unter Kultur, selbst die steilsten Hügel von der Talsohle bis zum höchsten Gipfel hinauf. Die Pflanzungen bestehen meist aus Bananen-, Ananas-, Mangos- und Orangengärten, und mitten darin liegen die armen, mit Stroh oder Blech gedeckten Lehmhütten der sie bebauenden Kulis. Leider schwemmen die im Hochsommer einfallenden starken Regengüsse immer mehr Humus von den Hügeln ins Tal hinab, sodass die Fruchtbarkeit dieser Gärten, die sich zur Stunde dem Auge so prächtig präsentieren, nicht nur von Jahr zu Jahr abnimmt, sondern schließlich ganz in Frage gestellt ist. Möglich, dass nach wenigen Jahrzehnten statt der schmucken Gärten nur noch die nackten Felsen übrig sind.

Die Haltstelle „Hillary's“ sei nur nebenbei erwähnt. Viel bedeutender ist die nächste Station „Bellair“. Sie hat eine weiße Bevölkerung von mehr als 400 Seelen, auch befindet sich dort eine katholische Kirche mit einem Oblatenpriester und das große Noviziatshaus der Schwestern von der hl. Familie. Das Bahngebäude selbst ist in sehr gefälligen Formen aus Kunst- und Ziegelsteinen aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herz von Stein im verwegensten Sinne des Wortes, nicht in der sprichwörtlichen Bedeutung, besaß ein 62jähriger Mann, der vor kurzem in einem Münchener Krankenhaus starb und von Dr. Oberndorfer seziert wurde. Neben den merkwürdigen Fall berichtet Völler's „Natur und Kultur“ im ersten Februarheft folgendes: Der Greis war wegen eines Fußgeschwürs in die Anstalt aufgenommen worden

und verstarb plötzlich. Die Sektion ergab außer einem schweren Leberleiden Verwachungen von Leber und Milz und ein Herz, das zum größten Teil versteinert war. Die Blätter des Herzbeutels waren miteinander fest verwachsen und zwischen den Verwachungen fanden sich ausgedehnte Verkalkungen in Form eines das ganze Herz umfassenden Siegellinges, dessen Platte die rechte Herzkammer mit Ausnahme der Spitze umgab, während der schmale Teil in der Grube verlief, die die Grenze zwischen den Vorhöfen und Herzkammern bildet. Die Platte besaß eine annähernd quadratische Form. Die Ursache der Versteinerung war wahrscheinlich eine eiterige Entzündung des Herzbeutels, deren Produkte sich abflassten und mit Kalksalzen durchsetzt wurden. Ähnliche Vorgänge haben auch schon zu Versteinerungen der Lunge geführt, wobei das Wunderbare ist, daß solche Individuen verhältnismäßig lange am Leben bleiben und nur zufällige Sektionen das theoretisch unmögliche wirklich glaubhaft zu machen vermögen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Einfelden, Effen, Lembeck, Gürzenich, Düren, Münster, Wiesmühl, Günzburg, Startern, Motten, Tüngen, Kirchberg, Bodenmais, Holzheim, Neumarkt, Niederschel, Ruislingen, Diepoltskirchen, Neustrich, Neumarkt a. Rott, Mari-Oberdorf, Bagen, Rodern, Ingolstadt, S. M. aus A., Unsernherrn, Mering, Seinheim, Roßhaupten, Godesberg, Hochheim, Ehrafs, Hestetten, Eppertshofen, Oberstotzingen, Postau, Reichshof, Freiburg, Mittelaschenbach, Ebern, Wehlach, Saig, Gasseldorf

Danksgaben

gingen ein aus: Schmitten, Kakenbühl, aus Provinz Hannover), Gersfeld, Tann: Dank dem hl. Josef für Hilfe in großem Anliegen, Großheubach erhalten). Dank dem hl. Josef für Erhörung einer Bitte, Familie Szumanelli, Detroit-Mich. Veröffentlichung war versprochen.

Gebets-Empfehlungen.

Eine Frau wegen Herzbeschwerden. Um Befreiung eines Brüters. Ein neunjähriger Knabe um die Sprache. Ein Sohn um gute Standeswahl. Für eine verzweifelte Frau. Ein wichtiges Anliegen einer Pfarrei. Ein Priester mehrerer Geschwister um Verhütung eines Prozesses. Eine gemischte Che. Ein Augenleidender. Ein Schwerhöriger. Um Erlangung ausgeschlungen Geldes. Ein halsleidendes Kind um Befreiung. Mehrere Krautie. Wichtige Anliegen. Glückl. Heirat. Hausverkauf. Glaubensloher Mann. Ungerechte Söhne und Töchter. Segen im Geschäftse. Seelenfrieden. Gute Kindererziehung. Guten Fortgang im Studium. Nervenkrante. Ein Dienstmädchen. Um Befreiung. Guten Ausgang eines besonderen Anliegens. Glückliche Sterbefunde. Schwerhörige. Streitähnlicher Vater. Um Vaterliebe. Familienfrieden. Gute Aufstellung. Guten Geschäftsgang. Um Besserung eines Jünglings. Jüngling mit schwerem Fußleiden. Krebsleidende Frau. Krautiges Kind. Augenleidende. Ein leichtfüßiges Mädchen. Besondere Anliegen. Geschäftsanliegen. Gute Lebenssicht. Befreiung einer Schwester. Hänsslicher Friede. Verirrter Sohn und Vater. Glückl. Hausverkauf. Ein mißratener Sohn. Um glückl. Ausgang von Prozessen. Frieden in der Familie und Nachbarschaft. Befreiung des Examens. Gute Kindererziehung. Gute Standeswahl. Um Befreiung dem Trunkre ergeben Männer. Hilfe in schwerem Seelenleiden. Erhaltung des Augenlichtes. Ein Geisteskranker Glückl. Operation. Erlangung passender Arbeit. Mehrere Schwind- und Lungensächtige. Mehrere schwerkranke Personen. Verschiedene Anliegen mehrerer Wohltäter.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Bergischen meintlich.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Übereinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Rebsaluter Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Ulrich Hupfauer, Bad-Aibling, Johann Amor Repp, Kirchzell, Anna Alt, Hegles, Eberhard Greveneder, Gelsenkirchen, Josephine Rath, Schmiedendorf, Frau Marx-Wichterich, Greifswald, Theres Schambach, Fahndorf, Josef Rueg, Brienz, Anna Sitscha, Schönbrunn, Maria Wissling, Pischelsdorf, Agnes M. Huber, Turas, Josef Kozak, Pößing, Martin Kreim, Graz, Anna Lechner, Aspang-Schw. Kath. Haller, Klagenfurt, Leopold Uferl, Graz, Rosalia Schuhmann, Joh. Adam Jädel und M. Kath. Jädel, Motten, Kath. Gallmeier, Herrnthal, Maria Anna Dörle, Herbolzheim, Marg. Hans, Münchwies, Theres Meyer, Pöppenreuth, Marianna Oberle, Sebach, Frau Abtissin Bernarde Carolina Kasper, Marienstein, Sach. Ignaz Hawellek, Jakob und Maria Eva Hauser, Daxlanden, Witwe Magd. Seifer, Reihen, Peter Bentgraf, Battern, Eg. Dent, Pfr., Loigenkirchen, Josephine Preißl, Neustadt, Anna Voß, Freiburg, Frz. Sal. Karg, Beneš, Passau, Anna Rösch, Münchenreith, Josef Lanter, Oberägeri, Adolf Stoffel, Bisperterminen, Fridolin Roser, Oberurnen, Josef Anton Mansor, Schwarzenegg, Georg Lejer, Unterthürheim, Barbara Schwab, Leimersheim, Edmund Stein, Kansas City, Mo. Georg Wiesing, Fort Madison, Iowa, Kath. Kasper, Barton, Wis. Maria Franziska Schmelz, Geismar, Josef Daller, Trattberg, Thobald Böck, Sternenberg, Josef Schuebeln, Ueberkümmen, Michael Kämmerer, Iphofen, Georg Kügeler, Gerchsheim, Theresa und Ottilia Trost, Obererhal, Martha Lübecke, Wiesenfeld, Kaspar Jos. Wingenfeld, Horas, Peter Gutberleth und Frau, Leizols, Hieronymus Reichart, Riegen, Marg. Kraus, Wimmelbach, Georg Probst, Glonn, Johann Förl, Stadendorf, Christine Fricke, Steele, Elise Schulte-Krengel, Serkenrode, Pfarrer Zürth, Zyllich, Bernard Niemann, Warendorf, Andreas Fühsenich, Köln, Frau Schlaghecken, Hassen, Gebhard Feuerstein, Andelsbuch, Franziska Ernst, Vorbeck, Frau Böck, Niederdhünn, Jakob Düren, Uedem, August Küster, Berghausen, Gerhard Berning, Mehringen, Anna Wintmann, Herdingen, Anton Euterhulte, Wadersloh, Paul Herichel, Rheyde, Gerhard Berning, Mehringen, Hochu. Herm. Hads, Xanten, Christine Schmid und Durin Meisters, Würjelen, Fritz Blömer, Georg Bedermann und Augusta Burwinkel, Dinklage, Gottfried Pohl, Abenden, Klara Hilberath, Mühlheim-Ruhr

Vom Vatikan.

Neue geistliche Vorteile der St. Petrus Claver-Sodalität verliehen durch Se. Heiligkeit Papst Pius X. Am 14. April vormittags wurde die General-Leiterin der St. Petrus Claver-Sodalität, Gräfin Ledóchowska, von Sr. Heiligkeit in Privat-Audienz empfangen. Selbe erstattete dem Heiligen Vater Bericht über die Entwicklung ihres Werkes, legte den Bericht vor über die im Jahre 1908 von der Claver-Sodalität in die afrikanischen Missionen verschickten Summen (Mt. 173, 234, 62) und übergab dem Heiligen Vater zwei von der Sodalität soeben herausgegebene Katechismen in den Neger-sprachen Kisaheli und Kichaga, beide bestimmt für das apostol. Vikariat Bagamoyo in Deutsch-Ost-Afrika. Se. Heiligkeit zeigte sich über alles sehr erfreut und gewährte der St. Petrus Claver-Sodalität neue große Begünstigungen: Er erteilte einen speziellen Segen allen jenen, die sich in den von der Sodalität neu errichteten „Mechbund für Afrika“ einschreiben lassen und schrieb sich eigenhändig in diesen Mehzbund*) ein. Sodann gewährte er, daß alle Priester-Förderer der Sodalität mit Einwilligung ihres Ordinarius für die Zeit ihrer Wirksamkeit zu Gunsten der Sodalität die Rosenkränze mit den sogenannten „Kreuzherrn-Abläffen“ versehen können.

*) Der einmalige Beitrag zum Mehzbund beträgt 1 Mt. Betreffs Einschreibung und Statuten wende man sich an die Filialen der St. Petrus Claver-Sodalität, München, Türkenstraße 15/II, oder Breslau, Hirschstraße 33.